

gundische Erlebnis“ Maximilians sieht der Verf. hauptsächlich in dem Vorbild, politische Ziele ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Möglichkeiten zu verfolgen – was allerdings den Stil der meisten frühneuzeitlichen Herrscher prägte. Die Kapitel III und IV widmen sich, dem sich verändernden Schwerpunkt seiner Politik folgend, Maximilians Politik im Reich und in den Erblanden. Dabei wird ebenfalls die Selbständigkeit der niedereren Gewalten deutlich, die sich selbst als Gewalten aus eigenem Recht verstanden, nicht einfach als Untergebene Maximilians. Dadurch kam es zu Reibungen mit Maximilian, der seine Erbländer „bereits mehr als geschlossenes territoriales Gebiet sah“ (S. 83), also in neuzeitlicher Art als Raum, der zusammenfassend beherrscht werden musste, nicht als Personenverband. Seine erbländischen Reformen werden deshalb konsequent als Modernisierungsschritte beurteilt, zum Teil auch als Modell für das, was Maximilian auch im Reich anstrebte, wie die Einrichtung des Hofrats als eines obersten Gerichts. Im Reich selber scheiterte nach Ansicht des Verf. Maximilians Politik, weil er sich von den ständischen Reichsreformbestrebungen nicht die eigene Macht beschneiden lassen wollte und die Konfliktlösung durch Verhandeln nicht gelernt hatte. Gerade durch die Zusammenstellung sehr disparater Politikfelder entsteht dabei in diesem Kapitel der Eindruck, dass Maximilian vielleicht für die Kleinigkeiten der Politik überhaupt keinen Blick hatte. In der Italienpolitik suchte er nicht nur die Rechte des Reiches zu behaupten und selbstverständlich sich den Weg zur Kaiserkrone freizuhalten, sondern offenbar ebenso selbstverständlich sich die politische und militärische Basis für einen Türkenkrieg zu schaffen, der trotz des Scheiterns der Kreuzzüge immer noch als gemeinsame Aufgabe der Christenheit aufgefasst und zumindest als Propagandaschlagwort gebraucht werden konnte. Und das spanische Erbe für seinen Sohn Philipp und dann einen seiner Enkel zu sichern, war Maximilian so wichtig, dass er darüber lange Verhandlungen mit dem mit allen politischen Wassern gewaschenen Ferdinand von Aragon in Kauf nahm. Die zusammenfassende Würdigung des Lebenswerks Maximilians im sechsten Kapitel kommt – neben einer persönlichen Charakterisierung, die dem Rezensenten nicht zu beurteilen obliegt – zu dem Ergebnis, dass er politisch vor allem für die Konsolidierung seiner erbländischen Herrschaft viel geleistet und seiner Dynastie, dem Haus Habsburg, zielbewusst den Weg zur europäischen Geltung gebahnt hat. Darin mag man den eigentlichen Kern des „burgundischen Erlebnisses“ sehen. Maximilian wusste, welche Möglichkeiten ihm die

burgundische Heirat eröffnet hatte, und nutzte diese Möglichkeiten so weit aus, wie es ihm die verworrenen und labilen politischen Verhältnisse seiner Zeit gestatteten.

Berlin

Esther-Beate Körber

Schmid, Wolfgang, Embach, Michael: *Die Medulla Gestorum Treverensium des Johann Enen*. Ein Trierer Heiltumsdruck von 1514. Armarium Treverens. Studien und Quellen zur Geschichte des Erzbistums Trier, Bd. 2, Trier, Porta Alba Verlag, 2004, 420 S., Geb., 3-933701-17-1.

Als „Heiliges Trier“ verstand sich die Stadt an der Mosel schon seit dem Hochmittelalter und mit der schwindenden Bedeutung der Stadt seit dem Spätmittelalter wuchs der Bedarf an Sinnstiftung durch Religion sogar noch. Einen Einblick in solche Sinnstiftungsprozesse vermittelt der vorliegende Band, in dem ein Autorenteam Trierer Germanisten, Historiker und Kunsthistoriker sich mit zwei Werken beschäftigt, die im Umfeld der ersten Hl.-Rock-Ausstellung des Jahres 1512 entstanden. Die volkssprachliche „Medulla“ erschien 1514 im Druck, ihre lateinische Bearbeitung als „Epitome“ 1517. Sie werden im vorliegenden Band jeweils im Faksimile wiedergegeben und damit erstmals wieder einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Der Trierer Weihbischof und Universitätsprofessor Johann Enen (ca. 1480–1519) war der Mann hinter den beiden Drucken und zugleich ein entscheidender Protagonist bei der frommen Inszenierung von 1512. Dadurch wird auch er zu einem durchgehenden Thema des Bandes, obwohl nur einer von insgesamt sechs Beiträgen eine biographische Annäherung vornimmt. Insoweit beide Werke in großem Umfang den so genannten Hl. Rock, seine Auffindung und den Modus seiner Präsentation beschreiben, sind sie einzureihen in die Gattung der Heiltumsschriften. „Medulla“ und „Epitome“ bieten freilich weit mehr: sie enthalten eine groß angelegte Geschichte von Stadt und Bistum Trier sowie eine Topographie der „Sancta Trevisis“, die eine umfassende Darstellung der in Trier aufbewahrten „Heiltümer“ beinhaltet. Dadurch werden die beiden Komponenten der Sinnstiftung deutlich: Geschichte (durch Rekurs auf das Alter und die altherwürdige Bedeutung Triers) und Sakralität (durch die Vielzahl besonders wertvoller Reliquien und sonstiger Heiltümer). Beide Werke veranschaulichen zusammen mit den übrigen Trierer Heiltumsschriften dieser Jahre (ca. 60 an der Zahl) auch die Medienrevolution des frühen 16. Jahrhunderts und den herausragenden Anteil, den „fromme

Stoffe“ daran hatten. Es ist ein ganz wesentliches Ergebnis dieses Bandes, die Linien aufzuzeigen, die das Trierer Ereignis von 1512 durch die Heiltumsschriften, die sämtlich außerhalb Triers gedruckt wurden, mit anderen Teilen des Reichs verbanden. Ein zweites sehr erhellendes Ergebnis steht damit in Zusammenhang: das Trierer Ereignis von 1512 sowie die Heiltumsdrucke weisen deutliche Berührungspunkte mit dem zeitgenössischen Humanismus auf. Ein Kreis humanistisch gebildeter Domherren stand hinter beiden Projekten und gelehrte Geistliche und Humanisten waren das anvisierte Publikum insbesondere der lateinischen „Epitome“. Damit erhalten frühere Beobachtungen Gabriela Signoris eine nachdrückliche Bestätigung: Es geht nicht an, einen allzu schroffen Gegensatz zwischen Humanisten und der gängigen damaligen Praxis der Heiligen- und Reliquienverehrung zu konstruieren. Unverkennbar stehen die beiden Werke wie ihr zentraler Bezugspunkt, der Hl. Rock, auch in politischen Kontexten, reichspolitischen wie territorialen. Sie dienten einer klerikalen Gruppe zur Selbstdarstellung und Geschichtskonstruktion, in der die „Bürger“ Triers kaum einen Platz haben und in der aktuelle Konflikte mit antikerikalen Komponenten gezielt ausgeblendet werden. Auffindung und Präsentation waren 1512 zugleich Teil einer Herrscherinszenierung und der politischen Ausmünzung frommer Praxis (Kaiser Maximilians Trierer Reichstag und die Türkenkreuzzugpläne etc.).

Die Autoren arbeiten in ihren sechs Beiträgen diese Elemente und viele weitere Details eindrucksvoll und sehr gut nachvollziehbar heraus. Dadurch erhält der Abdruck beider Werke in Form eines Faksimiles gleichsam einen gediegenen Kommentar. Zwei Einschränkungen sind anzubringen. Es ist ausgesprochen schade, dass wohl im Blick auf einen größeren Verkaufserfolg die Ausstattung des Bandes mit einem wissenschaftlichen Apparat sowie einem Register unterblieb (die „Auswahlbibliographien“ bieten nur einen unbefriedigenden Ersatz). Zum anderen erscheint es mindestens diskussionswürdig, ob einem Faksimile nicht doch eine reguläre Edition vorzuziehen gewesen wäre. Das Faksimile ist keineswegs so leicht zu lesen, wie es Wolfgang Schmid in seinem einleitenden Beitrag annimmt (S. 2). Das Faksimile der „Epitome“ ist durch den Zwang, das Original verkleinern zu müssen, um die Marginalien im vorgegebenen Satzspiegel noch unterzubringen, sogar wenig angenehm zu lesen. Und ob das Druckbild der „Medulla“, das sehr deutlich die Gebrauchsspuren (Verfärbung der Blätter etc.) des Originals widerspiegelt, dadurch wirklich den Reiz des Originals erhält, erscheint doch fraglich. Gleichwohl: der Band ist gelungen und auch jenseits des spezifisch lokalen Interesses für die Frömmigkeits- wie die Literaturgeschichte der Umbruchszeit um 1500 von erheblichem Interesse.

Trier

Bernhard Schneider

## Reformation und Frühe Neuzeit

Busch, Eberhard: *Gotteserkenntnis und Menschlichkeit*. Einsichten in die Theologie Johannes Calvins, Zürich, Theologischer Verlag, 2005. 179 S., Kart., 3-290-17366-6.

„Wir dürfen uns gefasst machen, dass wir von Calvin etwas zu lernen bekommen“ (10). Ein provozierender Satz im Vorwort der vorliegenden Studie, zumal auf dem Hintergrund des gegenwärtigen Umgangs mit Calvin (keineswegs nur) im deutschsprachigen Raum. Denn üblicherweise wird dort über Calvin gesprochen – oder zu ihm geschwiegen. Einem zahlenmäßig eher kleinen Spezialistenkreis steht eine bis tief in die Theologenzunft hineinreichende kirchliche Öffentlichkeit ge-

genüber, deren Wissen im Blick auf Calvin oft die gängigen Vorurteile nur um Weniges überragt. Das vorliegende Buch, aus einer gründlichen, und zugleich engagierten Beschäftigung mit Calvin entstanden, setzt hier ein und will einen Brückenschlag leisten zwischen den Diskursen der Calvinologen und den Interessen einer Leserschaft, die sich von Fragen heutiger kirchlicher „Relevanz“ und Orientierung umtreiben lässt. Das Bekenntnis der Kirche zum dreieinigen Gott als das Bekenntnis zu „Ihm“ (11–29), das rechte Verständnis der Rechtfertigungslehre (31–51), Beten und Hoffen als „Unterwegs zum Letzten“ (53–66), die Erwählungslehre als „Freiheit der Gnade Gottes“ (67–86), die Kirche zwi-